

Besuche im Haus von Konstantin Melnikov in Moskau, Krivoarbatskij Perevlok, 31. 5. 1974 und 9. 5. 1979
oben: Atelierraum mit Zylinder der Wendelstiege, unten: Eingangsraum mit Kragsscharen als Deckenaufleger

Hans Puchhammer
Bauen kann Architektur sein

Bauen hat zunächst eine schützende Aufgabe zu erfüllen. Bauen ist weiters in vielfältiger Weise von den Bedingungen des Ortes, der Zeit und der Verfügbarkeit von Materialien abhängig, deren Verwendung durch die schrittweise gesammelten Kenntnisse über Tragfähigkeit und Verarbeitbarkeit beeinflusst wird.

Bauen befasst sich mit der Herstellung von schützenden, lichtdurchlässigen Hüllen, die Räume eingrenzen und in Form von Stadträumen Zwischenräume zu anderen geschützten Zonen schaffen.

Bauen hat eine skulpturale Dimension, deren Qualität für das Zusammenleben der Benutzer von entscheidendem Einfluss ist.

Bauen hat, wie Konstantin Melnikov sagte, „die Bühnen, auf denen die Menschen auftreten“, zu schaffen und damit über die funktionelle Aufgabe hinaus auch der Repräsentation zu dienen.

Bauen folgt den Regeln der Geometrie und der Tragwerkslehre und ist im Normalfall durch ökologische Vorgaben begrenzt.

Das Spektrum von Möglichkeiten, wie Bauen Architektur sein kann, hat Ferdinand Schuster, einer der großen Architekturlehrer der Technischen Universität Graz, wie folgt abgegrenzt: „Nicht das ist Architektur, was über die Zweckentfremdung hinausgeht, sondern das kann Architektur sein, was zwischen den Polen Zweckerfüllung und Zwecklosigkeit, sowie Gebundenheit und Freiheit sich entfaltet.“

Das Resultat der eigenen Versuche dazu ist von Friedrich Achleitner und Otto Kapfinger ausreichend analysiert und, soweit es meine Lehrtätigkeit betrifft, zusätzlich in Form eines „Tischgesprächs“ von meinen ehemaligen Studenten Walter Iftsits, Ulrich Raith, Karin Raith und Andreas Treusch kommentiert worden.

Da die Zeit meiner Ausbildung mit einer wesentlichen Veränderung des Baugeschehens zusammenfällt – Konrad Wachsmann hat dies als „Wendepunkt im Bauen“ bezeichnet – und auch der normale Lebensablauf durch große soziale Spannungen und die Auswirkungen des Krieges gestört war, möchte ich im Folgenden diese Brüche und Einflüsse nochmals Revue passieren lassen.

Beim Bauen zuzuschauen, mit dem Vater auf Baustellen zu gehen, die Zimmerleute bei ihrem Tagwerk mit Hacke, Stem-

zeug, Bohrer zu beobachten, später dem Dröhnen der Hobelmaschinen und den Geräuschen der hochtourigen Fräsen zu lauschen, hat meine Kindheit geprägt. Den Übergang von „handwerklich“ geprägten Baumethoden zu solchen, die auf dem Einsatz von Maschinen beruhen, mitzuerleben, war eine unersetzliche Erfahrung.

Wesentliche Einflüsse nach diesen frühen Beobachtungen im Büro des Vaters und 1939 dem erstmaligen bewussten Betrachten von Plischkes Haus am Attersee sind ab 1950 im Atelier Roland Rainers zu suchen, der auf die Werke von Otto Wagner, Adolf Loos und Josef Frank verwiesen hat. Auch viele Gespräche, etwa um 1951 mit Lois Welzenbacher, 1974 mit Konstantin Melnikov oder 1979 mit Kyrill B. Afanasiew in Moskau, dann 1980 in Wien und in Salzburg bei der Besichtigung von Mozarts Geige, Besuche in Brünn bei Bohuslav Fuchs, in Prag und Pilsen und die Beschäftigung mit der dort entstandenen Architektur zähle ich dazu.

Es war ein glücklicher Umstand, der mir Le Corbusiers frühe Monographien und die deutsche Erstausgabe seines Buches *Der Städtebau* 1950 antiquarisch in die Hände gab. Und dass sich Karl Ginhart, der Ordinarius für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Wien, überreden ließ, bei der Schweiz-Exkursion 1952 die Maison Clarté in Genf und die Petite Maison in Corseaux-Vevey am Genfersee in das Reiseprogramm aufzunehmen, war, angesichts der an der TH damals vorherrschenden Lehrmeinung über Le Corbusiers Werk, eine mutige Entscheidung: Zwei bedeutende Werke aus Le Corbusiers Schaffen in ihrer Umgebung, Maßstäblichkeit, Materialwahl und Farbigkeit betrachten und begehen zu können, bedeutete eine fundamentale Erfahrung.

Die schon während des Studiums begonnene Mitarbeit im Atelier Rainer hat mich bewogen, die geplante Übernahme des väterlichen Baubetriebs nicht anzustreben; ein Entschluss, den ein von Konrad Wachsmann im Sommer 1956 im Ingenieur- und Architektenverein in Wien gehaltenen Vortrag noch erhärtet hat.

Die ersten eigenen Projekte, die ich 1956 teilweise unter dem Einfluss von Wachsmanns Thesen begann, wurden begleitet von der Suche nach prototypischen Ansätzen – beispielsweise die Entwicklung zerlegbarer, paketierbarer Möbel (aus einer schüsselförmigen Sperrholzschale), die man z. B. im Koffer-

raum eines Autos transportieren konnte, oder eine Möbelserie aus gebogenen Holzkufen. Sie alle sind unter Beachtung ökonomischer Limits und ökologischer Randbedingungen entstanden.

Nach dieser ersten Beschäftigung mit dem Möbelbau, der Einrichtung eines Reisebüros und Ausstellungsgestaltungen befasste ich mich mit Fragen des sozialen Wohnbaus (Wettbewerb Per-Albin-Hansson-Siedlung, Werkssiedlung Traiskirchen, Winston-Preis etc.). Als die Realisierung von 48 Fertigteilhäusern in der Südstadt in Maria Enzersdorf anstand, wurde das Büro für die Planung und die Herstellungsaufsicht in eine Fertigteilfabrik in Mödling verlegt. Wegen der begrenzten Tragkraft der dort eingesetzten Hebezeuge galt es, Alternativen zu dem damals in Wien angewendeten Camus-Fertigteilsystem zu suchen und die Abläufe der Herstellung, des Transports und der Montage zu systematisieren.

Zu den spannendsten Bauaufgaben zählt wohl die Planung von Einfamilienhäusern – eine der wenigen Gelegenheiten, mit den zukünftigen Nutzern direkt in Kontakt zu treten. Die Entwicklung kostengünstiger Lösungen, auf die topographischen Vorgaben und die dadurch beeinflusste Bauabwicklung abgestimmt, eröffnet die Möglichkeit, die skulpturalen und auch konstruktiven Aspekte des Bauens auszuloten. Aus mit einfachem, prismatischem Umriss konzipierten Häusern werden Pforten ausgeschnitten oder vorgestellt, Raumhöhen variiert, verschiedene Tragsysteme ausprobiert, Durchblicke inszeniert und Tageslicht soweit wie möglich auch in die Hauskerne geleitet.

Fast durchgängig hat mich die Sanierung und Erweiterung historischer Bausubstanz, die in besonderem Maß konstruktiver und materialbezogener Kenntnisse bedarf, beschäftigt. Das „genetische“ Programm historischer Objekte zu ergünden, sie an neue funktionelle Bedürfnisse anzupassen und ihre Authentizität wiederherzustellen, betrachte ich als eine anregende Aufgabe. So stellte die Sanierung des Wiener Konzerthauses 1997–2001, die ich als Generalplaner leitete, die bislang größte Herausforderung in meinem Architektenleben dar. Dieses Zeugnis einer langen kulturellen Tradition, das seit 1949 als Veranstaltungsort vielfältiger Darbietungen mein Leben in Wien begleitet hat, für ein neues Jahrhundert aufzurüsten, war meine große Chance.

Das Umfeld

Auf halbem Weg zwischen Linz und Salzburg liegt der Markt Timelkam, von der Bundesstraße 1 durchschnitten, im Norden von der Vöckla und der so genannten Westbahn begrenzt. Die Lage an dem seit der Römerzeit bestehenden Straßenzug, der in der Nähe des Ortes mehrere Höhenrücken quert, hat dem bis etwa 1950 rund 700 Einwohner zählenden Marktflecken einen Mautturm und 13 Gasthäuser beschert. Der Ort war daher auch vor der Installierung des ersten Telefons gut mit Neuigkeiten versorgt. Was auf den wenigen Autos und Zügen transportiert wurde, war täglicher Gesprächsstoff in den Gasthöfen.

Etwa 80 Meter von meinem Elternhaus entfernt, liegt direkt neben der Brücke über die Vöckla jener Platz, „Floßstatt“ genannt, auf dem mein Urgroßvater mütterlicherseits mit seinen Helfern aus Baumstämmen Flöße gebaut hat, um sie nach dem Transport auf dem Wasserweg von Vöckla, Reiche Ager, Traun und Donau in Wien zur Zeit des Ringstraßenbaues als Bauholz zu verkaufen. Der knapp 250 Kilometer lange Weg nach Hause wurde bis zum Bau der Westbahn um 1870 zu Fuß zurückgelegt.

Etwa einen Kilometer flussabwärts von der Floßstatt liegt eine Brücke, in deren betonierte Fundament der Großvater väterlicherseits, der Maurerpolier war, seinen Namen eingekratzt hat. Diese für Pferdefuhrwerke konstruierte Holzbrücke hat 1945 die Belastung durch amerikanische Panzer unbeschadet überstanden.

Neben dem Elternhaus waren die Zimmerleute des Vaters am „Abbundplatz“ tätig. Besonders spannend fand ich es, wenn am Reißboden der Pfettenkranz eines Dachstuhls aufgelegt und die einzelnen Pfetten, Sparren und Kopfbänder „aufgerissen“ und zugeschnitten wurden. Und wenn dann nach dem Transport der vorgefertigten Teile des Dachstuhls beim „Richtfest“ zum Abschluss des fehlerfreien Zusammenbaus der Firstbaum gesetzt wurde, schlug die große Stunde der Zimmerleute.

Die Ziegel-, Kalk- und Zementvorräte für die Maurer waren unter einem Flugdach gelagert, ebenso eine Betonmischmaschine (die erste im Bezirk Vöcklabruck), eine Pilotenramme, verschiedene Hebezeuge sowie eine Kreissäge. Ein wassergekühlter Dieselmotor konnte mit einem langen Lederriemen als Antrieb für diese Geräte wahlweise ein-

gesetzt werden. Kanthölzer wurden zum Teil direkt auf dem Abbundplatz gehackt, das Holz für die Herstellung von Brettern wurde dem Sägewerk zum Lohnschnitt übergeben. Materialtransporte wurden zumeist mit Pferdefuhrwerken – für die Bauern ein willkommener Nebenerwerb – durchgeführt.

An den Freitagen am späten Nachmittag kamen die Arbeiter ins Büro, um ihren Lohn abzuholen. Ein Teil der Arbeiter hatte keine eigene Wohnung, sie waren als „Bettgeher“ in Bauernhöfen untergebracht und hatten dort im großen Mittelflur im Obergeschoss eine Schlafstelle sowie eine Truhe für ihre Habseligkeiten.

Mein Weg zur Schule querte die Bahn und führte ein Stück entlang der Bundesstraße vorbei an den Werkstätten der Handwerker – Schmied, Schlosser, Fassbinder, Wagner, Sattler, Tischler, Dachziegelmacher. Der Drechsler und der Mechaniker hatten bereits einen Elektromotor, der mittels Transmissionswelle und Lederriemen die einzelnen Werkzeuge antrieb. Diesen Handwerkern zuzuschauen, hat den Nachhauseweg zeitlich erheblich verlängert.

Am 13. März 1938 – ich besuchte die erste Klasse – wurden wir Schüler mitten im Ort beidseits der Hauptstraße, am sogenannten „Postberg“, aufgestellt, um den Soldaten zuzuwincken, die in langen Autokolonnen, im Schrittempo fahrend, durch den Ort zogen. Als ich nach Hause kam, meinte mein Vater nachdenklich: „Das gibt Krieg.“

In der Schule wurden der Leiter ausgetauscht, die soeben erlernte Kurrentschrift durch lateinische Buchstaben ersetzt und etwas später auch die Klassenlehrerin ausgewechselt. Nicht mehr schulpflichtige Jugendliche erhielten eine Einberufung zum Arbeitsdienst.

Und damals war es, dass wir mit dem neu gekauften Steyr 55 Pkw den Attersee umrundeten. Der Vater machte in Litzlberg vor einem weißen Haus, das am Hügel oberhalb der Straße zu sehen war, Halt und sagte: „Das hat der Zimmermeister aus Seewalchen [sein Berufskollege] gebaut.“ Dass dieses Haus dem Maler Walther Gamerith gehörte und von Ernst Plischke geplant worden war, war ihm nicht geläufig...

1939 wurden die beiden im Ort befindlichen Lastkraftwagen beschlagnahmt und zum Transport von Soldaten, die das Sudetenland befreien sollten, eingesetzt. Auf der Bahn wurden Panzer und große Kanonen transportiert.



Ernst A. Plischke, Haus Gamerith, 1933–1934

Ab 1941 legte ich den Weg zur Schule nach Vöcklabruck mit dem Fahrrad zurück, im Winter bei hoher Schneelage zu Fuß. Lastwagen und Autobusse wurden in diesen Jahren mit Holzstöckelfeuerung als Antrieb ausgestattet.

Bereits in der Nacht des 24. Februar 1944 versuchten amerikanische Bomber, die Timelkamer Eisenbahnbrücke über die Vöckla zu bombardieren, doch die Bomben verfehlten ihr Ziel um etwa 50 Meter. Spätere Versuche von englischen Tieffliegern, bei Tag die Brücke zu zerstören, waren um einiges präziser; das Brückengelände wurde zwar verbogen, da aber die Bomben in Flussmitte explodierten, sind keine weiteren Schäden entstanden. Mehrmals angegriffen wurden die Umspannanlagen des kalorischen Kraftwerks in Timelkam, um die Fertigung von Raketentriebwerken, die in den erweiterten Kellern der Brauerei im nahen Redl-Zipf untergebracht war, zu unterbinden. Bei schönem Wetter musste der Unterricht immer häufiger wegen der Luftangriffe abgebrochen werden, meist gerade dann, wenn am späten Vormittag der Englischunterricht stattfinden sollte. Die Schule wurde schließlich für die Unterbringung von Flüchtlingen bereit gestellt und der Unterricht am 16. Oktober 1944 beendet.

Anstelle des Unterrichts wurden nun von nicht mehr „frontdiensttauglichen“ Soldaten Anweisungen für den Bau und die Reparatur von Telegrafleitungen, für die Erlernung und den praktischen Einsatz des Morsealphabets, für den Umgang mit Gasmasken, für das Verhalten bei Luftangriffen und Tieffliegerangriffen erteilt.

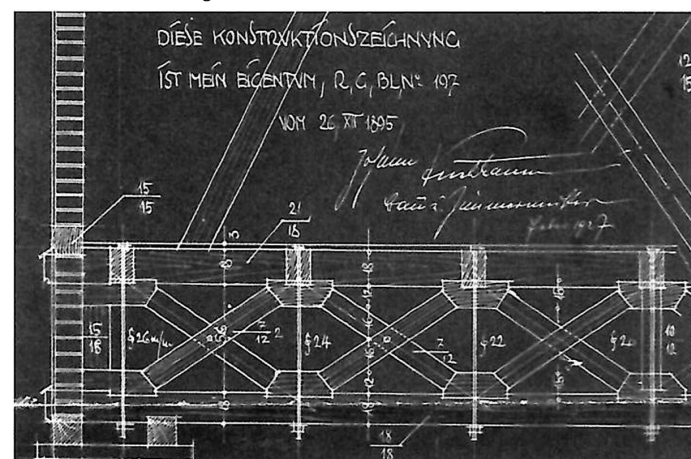
Im Februar 1945 wurde die ganze vierte Klasse der Hauptschule (wir waren noch keine 14 Jahre alt) in die Zellulosefabrik Lenzing in eine Baracke beordert, vom Schularzt gewogen, vermessen und abgeklopft und meiner Erinnerung nach zur Gänze für wehrtauglich erklärt.

Am 15. April wurde der Bahnhof Vöcklabruck von Tieffliegern angegriffen, am 21. in Attnang-Puchheim durch Bombardierung mehr als die Hälfte des Hausbestandes beschädigt oder zerstört und am 26. April der Bahnhof Vöcklabruck zerbombt.

Als dann am 4. Mai amerikanische Panzer westlich von Timelkam am Kamm des Kobergs auftauchten und beschossen wurden, kam es zu einem mehrstündigen Kampf und zur Zerstörung mehrerer Häuser. Einige Tage nach Beendigung der Kämpfe und dem Ende des Krieges wurde mit dem Wiederaufbau der beschädigten Häuser begonnen. Das bot mir die Gelegenheit, die für den Eintritt in die Bundesgewerbeschule geforderte Baupraxis zu erwerben und – wie bei den Bauern üblich – als Teil des Lohnes mit Essen versorgt zu werden.

Als die sechswöchige Baustellenpraxis beendet war, durfte ich im Büro des Vaters helfen. Die zeitaufwändige Herstellung von Blaupausen gab mir Gelegenheit, die in der Sonne aufgespannten Zeichnungen eingehend zu betrachten. Neuferts *Bauentwurfstheorie*, die schön gedruckten Blätter von Titschers *Hochbaukunde* und Joseph Melans *Brückenbau*-Bücher durchzusehen, bildeten in der bücherlosen Zeit unmittelbar nach Kriegsende eine einschlägige Ergänzung.

Konstruktionszeichnung/Ausschnitt Johann Puchhammer, 1927



Um im Herbst 1945 nach Salzburg in die Mittelschule, die Ausbildungsstätte meines Vaters, zu kommen, musste eine Zonen-grenze der Militärverwaltung passiert werden. Der neu zu bildende Jahrgang wurde aus den Kriegsheimkehrern, die bis zu dreißig Jahre alt waren, und uns, den gerade noch dem Militärdienst entschlüpfen Vierzehnjährigen, gebildet. Da erhebliche Teile des Schulgebäudes zerbombt waren, konnte im Herbst 1945 der Schulbetrieb nur provisorisch, in Form von vierzehntägig stattfindenden Tests im Gebäude des humanistischen Gymnasiums aufgenommen werden. Erst zu Beginn des Sommers 1946, als die Verputzarbeiten an der eigenen Schule von uns Schülern fertig gestellt worden waren, konnte das Schulhaus am Rudolfskai bezogen werden.

Kontakt und Wissensaustausch zwischen den „Kriegsveteranen“ und uns „Kindern“ waren intensiv und das verlorene halbe Schuljahr nachholen zu müssen, hat den Leistungsdruck erheblich verstärkt.

Wegen der Präsenz amerikanischer Soldaten in Salzburg und Oberösterreich, der ständigen Kontrollen in den Zügen und anderer Kontakte war der Wert eines Fremdsprachenunterrichts unbestritten. Doch trotz der Bitte seitens der Schüler, wenigstens den Englischunterricht fortzusetzen, war dies bis zur Matura nicht möglich, da keine politisch unbelasteten Lehrer verfügbar waren.

Animiert durch die Kriegsberichte der Älteren (in der Klasse war beispielsweise ein Jagdflieger, der den Russlandkrieg überlebt hatte), die sie vor uns Jungen täglich in der Vormittagspause zum Besten gaben, beschlossen wir, eine Maturareise nach Italien zu organisieren. Mit Spenden der Amerikaner, die den Dieseltreibstoff für die ganze Fahrt sowie einen Teil der Verpflegung in Form von Dosenproviand beistellten, und von Firmen des Baugewerbes und der Baunebengewerbe konnten auch die finanziell minder bemittelten Kollegen mitfahren.

Studium in Wien – Rainer, Welzenbacher, Wachsmann

Im Jahr 1949 wurde uns der Studienantritt an der Technischen Hochschule im russisch besetzten Teil von Wien – gemeinsam mit Fritz Kurrent, Otto Leitner, Robert Posch, allesamt Kollegen aus der Salzburger Maturaklasse – zunächst durch die fast brutale Intensität der Mathematikvorlesungen schwer gemacht. Es herrschte ein Mangel an politisch unbelasteten

Lehrern, sodass ehemalige Assistenten als Supplenten neben schon vergreisten Professoren den Unterricht bestreiten mussten.

Interessant waren dennoch Bauformenlehre, Darstellende Geometrie, Zeichnen und Malen sowie Kunstgeschichte. Aufgrund der Vorkenntnisse aus der Bundesgewerbeschule war es uns möglich, die Übungen aus Hochbau, Statik, Festigkeitslehre, Baustoffkunde, Bauformenlehre und Darstellende Geometrie nicht zu absolvieren und den Besuch der Vorlesungen über Hochbau, Baustoffkunde u. a. zu reduzieren.

Nach dem Wechsel der Salzburger Kollegen in die Meister-schulen von Holzmeister und Welzenbacher an die Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz – dort wurden nach einem Jahr auch R. Gach, J. G. Gsteu, W. Holzbauer, F. Hölzl und E. Wallner aufgenommen – habe ich die Bekanntschaft eines Gewerbeschulabsolventen aus Linz gesucht und in Sepp Müller einen Freund gefunden. Und wie die an die Meister-schulen gewechselten Kollegen, denen genügend Freizeit blieb, um in Architekturbüros mitzuarbeiten, beschlossen Sepp Müller und ich, ebenfalls nach einem „Job“ Ausschau zu halten. Als ich etwas später dabei war, die Zeichnung eines ionischen Kapitells zu aquarellieren, die auf einem Reißbrett des Instituts für Bauformenlehre aufgespannt war, richtete ich die Frage nach einer Teilzeitarbeit an den Betreuer dieser Übungen, Eduard Sekler.

An der Technischen Hochschule war im Hof neben dem Aufgang zur Bibliothek ein Leseraum eingerichtet, in dem u. a. Architekturzeitschriften aus Skandinavien und *L'architecture d'aujourd'hui* auflagen, während im amerikanischen Leseraum Ecke Kärntnerstraße–Philharmonikerstraße, dem heutigen Sacher-Eck, auch Architekturzeitschriften aus dem englischen Sprachraum angeboten wurden.

In den nahe gelegenen Buchhandlungen Prachner und Fric waren Restposten von Vorkriegsbüchern zu entdecken, z. B. *Ins Leere gesprochen* und *Trotzdem* von Adolf Loos, Sittes *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*, auch drei Bände des *Ceuvre complète* von Le Corbusier und Pierre Jeanneret waren antiquarisch erhältlich. Ein Buch über Raumakustik wurde mir in einen Prospekt für das Buch *Ebenerdige Häuser* von Roland Rainer eingewickelt...

Einige Tage später kam eine telefonische Anfrage aus dem Büro Rainer bezüglich einer Mitarbeit in seinem Atelier. Und als Sepp Müller und ich in der Wiener Werkbundsiedlung, in dem

auf den Fundamenten eines zerbombten Hugo-Häring-Hauses von Rainer erbauten Atelier vorsprachen, wurde mir klar, dass wir hier dem Autor des Buches *Ebenerdige Wohnhäuser* gegenüber standen.

Es ging zunächst um die Mitarbeit am Lehrlingsheim in der Argentinierstraße, dann an der Fertigteilhaus-Siedlung Veitingergasse und später am Wettbewerb bzw. an der Ausführungsplanung der Wiener Stadthalle. Alle drei Werke sind wesentliche Entwicklungsmarken der österreichischen Architektur nach 1945.

Da war einmal die programmatische Idee, aus Ziegeln des Rothschild-Palais eine Behausung für junge Menschen zu schaffen, die in der großen Stadt in Ausbildung standen, und es waren die ausdauernden Versuche, erschwingliche Behausungen für die vielen Wohnungsuchenden zu schaffen. Die Frage nach der angemessenen Behausung zieht sich ja wie ein roter Faden durch Leben und Werk Roland Rainers – zunächst als wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung in Form der Buchpublikationen *Die Behausungsfrage*, *Städtebauliche Prosa*, *Ebenerdige Wohnhäuser*, dann in Form der Arbeitersiedlung für Mannersdorf und etwas später in der Siedlung aus vorgefertigten Elementen in der Veitingergasse.

Schon bei den Fertigteilhäusern wurde der Orientierung der für damalige Verhältnisse äußerst großen Glaswände, dem Sonnenschutz durch Vordächer oder Lamellen, große Aufmerksamkeit geschenkt und mit einer Luftheizung für die extrem feinfühlig Anpassung des Raumklimas gesorgt.

Roland Rainer, Haus 30, Wien 23, Lechthalgasse 49



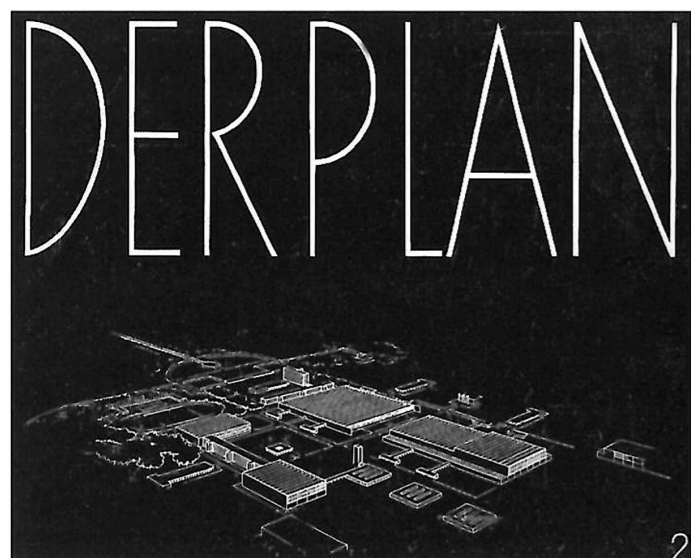
Roland Rainer hat seine Ideen gebaut, publiziert und in Diskussionen vorgestellt, unter anderem in einer Vortragsreihe an der Universität Wien. Dort ist Wilhelm Schütte mit seinen brillant vorgetragenen Diskussionsbeiträgen aufgefallen.

Zu den abendlichen Diskussionen im Hause Rainer waren Margarethe Schütte-Lihotzky, der kurz aus Neuseeland nach Wien gekommene Ernst Plischke, später Heinrich Kulka, Harry Seidler sowie Künstler aus dem Art Club wie Maria Bilger oder Wander Bertoni geladen. Sepp Müller und ich konnten an diesem „Blick über den Zaun“ teilnehmen.

Durch eine vom Vater entlehene Rolleicord-Kamera entstand meine Bekanntschaft mit Lois Welzenbacher. In der Meisterschule Welzenbacher wurde großer Wert auf die Herstellung von Modellen der von den Studenten verfassten Entwürfe gelegt. Nachdem ich mehrmals die Arbeiten meines Zimmerkollegen fotografiert hatte – das musste am frühen Abend in der Meisterklasse erfolgen –, ersuchte mich Welzenbacher, für seine bevorstehende Ausstellung einige Modellaufnahmen herzustellen.

Welzenbacher hat, wie bekannt, im Assistentenzimmer der Meisterklasse gewohnt; er war immer auf der Suche nach Diskussionspartnern und wollte mich als Meisterschüler gewinnen.

Von Lois Welzenbacher initiierte Architekturzeitschrift, 1950



Seinem Abwerbeversuch bin ich aber dann doch nicht gefolgt, da mein Vater schon Bedenken geäußert hatte, dass ich statt des von ihm gewünschten Bauingenieurstudiums Architektur inskribiert hatte.

Erste Reisen, erste Arbeiten, erste Bürogemeinschaft

Rainers Erzählungen von seiner Architekturpraxis bei Picmann in Zagreb – etwa 1934 – und die im *Œuvre complète* 1910–1929 von Le Corbusier und Pierre Jeanneret publizierten Skizzen von islamischen Bauten bewogen mich, mit dem ersten selbst verdienten Geld im Sommer 1951 den Zug nach dem gerade wieder zugänglich gewordenen Jugoslawien zu nehmen. Über Ljubljana, Zagreb und Zadar, Split, Dubrovnik, Kotor kam ich bis nach Sarajewo. Der erste Lokalausweis im damals noch intakten islamischen Stadtkern dieser Stadt aber eröffnete mir eine andere Welt; die von Sinan erbaute Gazi Husrev Begova-Moschee war faszinierend.

Zurück in Rainers Atelier gab es interessante Aufgaben, die von der Fortsetzung des Studiums ablenkten und im Wettbewerb zur Wiener Stadthalle und später an der Mitarbeit bei der Ausführungsplanung gipfelten.

Sepp Müller blieb bei Roland Rainer, ich versuchte im Studium wieder Anschluss an die inzwischen vorausgeeilten Kollegen zu finden. Gunther Wawrik hat dabei die Stelle des kritischen Freundes eingenommen und nach seinem 1958 beendeten Studium auch das Wagnis der Gründung eines gemeinsamen Architekturbüros mitgetragen, das bis zur Übernahme unserer Lehrtätigkeit in Wien bzw. München existieren sollte.

Als Konrad Wachsmann im Frühsommer 1956 in Wien seinen Vortrag *Wendepunkt im Bauen* hielt, war dies Anlass zu heftigen Diskussionen und zur Frage nach der Brauchbarkeit des soeben abgeschlossenen Studiums.

Die Teilnahme an der ersten – von vier – von Konrad Wachsmann abgehaltenen Sommerakademie 1956 in Salzburg hat mich gelehrt, technologische und organisatorische Aspekte des Bauens, denen an der Hochschule kaum Beachtung geschenkt wurde, genauer zu untersuchen. Da die Mitarbeit in einem Architekturbüro dies eher behindert hätte, war eine frei werdende Assistentenstelle am Hochbauinstitut der Bauingenieur-

fakultät der Platz, um abseits vom „Architekturzirkus“ Klarheit über diesen Bereich zu finden.

Zusammen mit Gunther Wawrik war es möglich, nach meinen Lehrverpflichtungen an der Hochschule und seiner Bürotätigkeit bei Architekt Kitt, an Sonderwettbewerben teilzunehmen und in der Ferienzeit die Installierung der Ausstellung *5000 Jahre Kunst aus Indien* – vom Bundesministerium für Unterricht im Wiener Künstlerhaus veranstaltet – zu betreuen. Die Einrichtung dieser Ausstellung fand große Anerkennung und war die Basis für eine Reihe von Folgeaufträgen und für die Museumseinrichtungen u. a. in Wien, Eisenstadt und Hallstatt.

Ein vom Unterrichtsministerium ausgeschriebenes Reisestipendium bot mir die Möglichkeit, die Baukunst Skandinaviens zu studieren. Nachdem Friedrich Achleitner 1959 das Stipendium zugeteilt bekommen hatte, bewarb ich mich darum für 1960. Jørn Utzon hatte gerade seine Römerhaus-Siedlung, eine Kette von Atriumhaustypen, fertig gestellt, in seinem Atelier in Hellebæk war die Ausführungsplanung für die Oper in Sydney im Gange. Sverre Fehn hatte das Handwerksmuseum Maihaugen in Lillehammer gebaut, Arne Korsmo hatte mit Christian Norberg-Schulz ein Doppelwohnhaus – zweigeschossig mit variabler Innenaufteilung (Schiebewände, Klappstiege etc.) – in Oslo errichtet.

Das Bygdøy Museum in Oslo, eines der frühen europäischen Freilichtmuseen, bot die Gelegenheit, die skandinavische Holz-

Stabkirche Hoprekestad, Norwegen, Zeichnung H. P.



baukunst zu studieren. Der Besuch der am originalen Standort verbliebenen Stabkirchen Borgund, Urnes, Hoprekestad u. a. öffnete mir die Augen für ihre perfekte Einbindung in den Umland, die Maßstäblichkeit und die ausgereifte Bautechnik, die in idealer Form auf die Bewitterung reagiert.

Als Roland Rainer 1958 zum Stadtplaner von Wien bestellt wurde, schrieb die Stadt Wien den Wettbewerb für die Erweiterung der Per-Albin-Hansson-Siedlung aus, der auch Absolventen der Architektur-Hochschulen eine Teilnahme erlaubte. Das Projekt – eine Teppichhaus-Siedlung – wurde prämiert, doch als die Aufträge für die Ausführungsplanung erteilt werden sollten, erhob die Ingenieurkammer wegen der fehlenden Befugnis Einspruch. Und erst nach Erlangen der Ziviltechnikerbefugnis 1961 war es mir möglich, an Wettbewerben teilzunehmen, sich in die Wartelisten bei der Stadt Wien oder des damaligen Bautenministeriums eintragen zu lassen und sich um Aufträge zu bewerben.

Die ablehnende Haltung der Ingenieurkammer gegenüber ihren Befugnisanwärtern war der Anlass, bei den alle vier Jahre stattfindenden Wahlen zum Vorstand der Architektensektion eine Alternativliste aufzustellen und mit bedeutenden Architekten wie Prof. Wilhelm Schütte, Fritz Weber und später auch mit dem aus Neuseeland zurückgekehrten Ernst A. Plischke auf dieser zu kandidieren. Im Laufe von zwei Funktionsperioden gelang es, auf die Qualität von Wettbewerben und die Teilnahmebedingungen für Berufsanwärter Einfluss zu nehmen.

Der 1961 ausgeschriebene geladene Wettbewerb für eine Werksiedlung in Traiskirchen führte zu einem Planungsauftrag für 30 zweigeschossige, gekoppelte Hofhäuser, die allerdings nicht realisiert wurden. Die konstruktive Bearbeitung des Projekts war aber die Grundlage für eine mehrjährige Zusammenarbeit mit einem Produzenten von Baukomponenten. Für den Bau der 48 Reihenhäuser in der Südstadt wurde dann eine kontinuierlich arbeitende Fertigungsstraße für Stahlbeton-Fertigteile entwickelt und im nahen Mödling in einer leer stehenden Fabrik eingebaut. Die Planung wurde auf den Einsatz von Wanddielen, Stützen und Unterzügen sowie Ausbauelementen ausgerichtet und der gesamte Produktions- und Bauvorgang bis zur schlüsselfertigen Übergabe systematisiert. Mehrere Projekte, bei denen das Bausystem angewendet werden sollte, wie z. B. ein Schwesternwohnhaus, eine Teppich-

siedlung von terrassierten Einfamilienhäusern, wurden nicht realisiert, sondern durch konventionelle Lösungen anderer Planer ersetzt.

Zwischen 1965 und 1969 wurden 152 Wohnungen in Form der Terrassenwohnhausanlage „Goldtruhe“ aus Gasbetonwandsteinen und gegossenen Flachdecken errichtet. Das Projekt fand internationale Beachtung und führte 1969 zu einer Einladung zum Kongress der „Union internationale des architectes“ nach Buenos Aires, wo das Projekt als eines von zehn weltweit ausgewählten Beispielen im Teatro San Martin vorgestellt wurde. Doch obwohl über das Projekt in mehreren Ländern berichtet wurde, ist der von uns erhoffte Durchbruch nicht gelungen.

Im Zuge einer Reise durch Argentinien, Chile, Bolivien, Peru und Brasilien die Favelas in Rio zu durchstreifen und den Abend bei einem Berufskollegen in einer Wohnung an der Copa Cabana, der teuersten Wohnlage an der Bucht von Rio, zu verbringen, gehört wohl zu den größten Kontrasten, die vorstellbar sind. Die Bauwerke der Inkas, aus dem Felsen geschlagen oder aus bis zu zehn Tonnen schweren Granitblöcken gefügt, faszinierten mich als technologische Wunder des Bauens.

Architekturvermittlung

In der Tageszeitung *Die Presse* konnte Friedrich Achleitner wöchentlich eine kritische Analyse von gerade entstandenen Bauten und Bausünden unterbringen und die Zentralvereinigung der Architekten Österreichs veranstaltete Vorträge über neues Bauen, doch erst durch die Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Architektur 1965 kam nachhaltige Bewegung in die Architekturdiskussion des Landes. Im Unterschied zur Zentralvereinigung, für deren Mitgliedschaft eine Architekturbefugnis und die Befürwortung durch ein Mitglied Bedingung war, stand die ÖGFA auch Nicht-Architekten offen. Das hat ihr letztlich eine breite Akzeptanz gesichert. Zahlreiche Reisen zu Baudokumenten der Moderne nach Berlin, Slowenien, Istrien, in die ČSSR und die UdSSR, aber auch beispielsweise zur Palladio-Ausstellung nach Vicenza wurden von vielen Architektur-Interessierten begeistert aufgenommen. Ein dichtes Programm von Vorträgen und Werkgesprächen z. B. mit Hans Scharoun, Eduardo Gellner, Leonardo Benevolo, zur Veranstaltung eines U-Bahn-Wettbewerbs und Ausstellungen

gehörten zu den wichtigsten Impulsen, die Architektur ins öffentliche Bewusstsein zu rücken.

Als ich 1973 den Vorsitz in der ÖGFA übernahm, schlug ich vor, eine Reise nach Samarkand zu organisieren. Und da zu dieser Zeit Reisen wohin auch immer in der UdSSR via Moskau abgewickelt werden mussten, war bei der Anreise und der Rückreise ein Aufenthalt in Moskau obligat. Fritz Weber, der im Vorstand der ÖGFA tätig war, hatte die Verbindung zum Moskauer Architektenverband und zur Architekturschule hergestellt, so konnten wir auch das Architekturmuseum besuchen. Bei der Rückreise am 31. Mai 1974 war ein kurzer Besuch des damals 84-jährigen Konstantin Melnikov in seinem Haus vorgesehen. Melnikov war gerade aus dem Krankenhaus entlassen worden und war zu einem zehnmütigen Gespräch bereit, aus dem dann jedoch zwei Stunden wurden, weil er glücklich war, Bewunderer seiner Baukunst als Besucher begrüßen zu dürfen. – Im Moskauer Architekturmuseum war sein Werk schlecht dokumentiert und in eine schwer auffindbare Ecke verbannt worden, war er doch mit Berufsverbot belegt. – Die geniale Lichtführung, die ökonomische, mit minimalem Materialaufwand ausgeführte Konstruktion seines Hauses, das Gespräch mit ihm gehören zu den schönsten Eindrücken meines Lebens. Und als am Abend beim obligaten Besuch des Nationalzirkus nach einer Einlage des Clowns Popov im abgedunkelten Zirkuszelt der zweite Satz von Schuberts Klaviertrio in Es-Dur erklang, war das der unerwartete wunderbare Abschluss eines außergewöhnlichen Tages.

Konstantin-Melnikov-Haus, Moskau, Atelier



Lehrstätigkeit

1968 kam aus Graz die Einladung, eine Bewerbung für die Wiederbesetzung der Lehrkanzel für Landwirtschaftliches Bauen abzugeben. Mein Probenvortrag am 17. Jänner 1969 über „Konstruktionen für die Nahrungsproduktion“ hat hofliche Aufmerksamkeit gefunden, dennoch war klar, dass meine Vorstellungen weit vom bodenständigen Bauen weggeführt hätten. 1971 kam eine Einladung von der TH Wien an Gunther Wawrik und mich bezüglich einer Bewerbung für das Institut für Innenraumgestaltung. Doch unsere Vorstellung, das Institut im Kollektiv zu führen, war nicht realisierbar.

1976 erfolgte dann die Einladung zur Bewerbung für das Institut für Gebäudelehre. In der Vorbereitungsphase, bereits nach Abgabe der Bewerbung, erhielt ich die Information, dass am Institut für Hochbau für Architekten die Wiederbesetzung freigegeben worden war. Da meine Interessen mehr auf die konstruktiven Aspekte des Bauens konzentriert waren, zog ich die Bewerbung für Gebäudelehre zurück und bewarb mich für den Hochbaulehrstuhl.

Der Berufungsvortrag am 25. Jänner 1977 führte nach einer ausführlichen Diskussion zum ersten Platz im Dreierorschlag. Da dieses Berufungsverfahren zwei Jahre dauern sollte, konnte ich zunächst die begonnenen Aufträge wie die Einrichtung des Ephesos-Museums in der Wiener Hofburg sowie die Baumaßnahmen am Südhang des Benediktinerstifts Lambach fertig stellen.

Herta Firnberg, der zuständigen Wissenschaftsministerin, die sich trotz direkter Intervention des Bundeskanzlers Kreisky zugunsten des Drittgereihten an die Reihung der Berufungskommission gehalten hat, verdanke ich, die Chance bekommen zu haben, das Institut für Hochbau und Entwerfen zu führen. Ernst Hiesmayr, dem Vorsitzenden der Berufungskommission, der die getroffene Reihung mit dem nötigen Nachdruck vertreten hat, bin ich zu Dank verpflichtet. Wir haben, wie er selbst geäußert hat, gemeinsam eine gut aufeinander abgestimmte Hochbaulehre geboten. Dass die Entscheidung für meine Bestellung erst 14 Tage vor Beginn des Wintersemesters 1978 getroffen wurde, stellte mich anfänglich vor große Probleme, zumal ich in dieser Phase der Unsicherheit neue Aufträge übernommen hatte.

Nach Besuchen an der TU München bei den Fachkollegen Küttlinger und Hart und beim Ordinarius für Hochbau an der TU

Graz, Werner Holomey, wurde mir klar, dass es unmöglich war, gleichzeitig mit drei Pflichtvorlesungen und der Betreuung von Hochbau-Übungen und Entwerfen-Programmen zu beginnen. Holomeys Ratschlag, mit den im begonnenen Studienjahr angesetzten Vorlesungen (Enzyklopädie des Hochbaus) zu beginnen und fortschreitend bis zum vierten Semester die Vorlesungen auszubauen, hat mir geholfen, diese Phase mit Anstand zu überstehen.

Dass mir sofort der Vorsitz der Studienkommission übertragen wurde und mich am Tag darauf der Rektor in sein Büro bat, um mir mitzuteilen, dass die Aufgabe des Vorsitzenden des Raumausschusses bisher stets vom Inhaber des Instituts wahrgenommen worden war und ich somit diese Funktion übertragen bekäme, stellte eine weitere Verschärfung meiner Situation dar.

Während es gelang, die Raumkommission durch eine Beteiligung aller Fakultäten und unter Einbeziehung von Vertretern der Studenten, des Mittelbaus, der Professoren und auch der sonstigen Bediensteten zu einem wirksamen Instrument „für die Verwaltung des Mangels“, wie es Rektor Nöbauer zu benennen pflegte, auszubauen, erwies sich die Studienkommission durch das Instrument des Minderheitenvotums, das von der studentischen Parität häufig eingesetzt wurde, praktisch als arbeitsunfähig. Nach Ablauf der Funktionsperiode wurde die Möglichkeit, Entscheidungen durch eine einzige Stimme zu blockieren, auf Anweisung des Ministeriums wieder abgeschafft.

Zur Zeit der Berufungsverhandlungen war mit einer Zahl von etwa 200 Neuinskriptionen zu rechnen. Auch hatte sich in der Zeit der zweijährigen Vakanz des Lehrstuhls ein Rückstau an Prüfungskandidaten und Studenten, die ein Entwurfsprogramm belegen wollten, gebildet. Dass die Zahl der Neuinskribenten zu Beginn des Wintersemesters 1978 auf 243 anstieg, war mit der personellen und räumlichen Ausstattung des Instituts noch zu bewältigen, als sich aber in den nächsten Jahren die Studentenzahlen verdreifachten, waren vor allem die verfügbaren Hörsäle und Seminarräume nicht mehr ausreichend. Durch meine Tätigkeit als Vorsitzender des Raumausschusses waren mir ähnliche Probleme in der Studienrichtung Informatik bekannt geworden.

Die Raumfrage wurde mit Zustimmung der Studentenvertreter durch außerstudienplanmäßige Benutzung der Seminarräume

(am frühen Abend und Samstag) gelöst, die Personalfrage durch die Bestellung von „Instruktoren“, die mit einem Vertrag des Wissenschaftsministeriums semesterweise mit einem mäßigen Entgelt verpflichtet werden konnten. Es waren dies Architekten, die durch ihre Publikationen oder Wettbewerbs-erfolge aufgefallen waren.

Diese so genannten „Konstruktionsübungen“, die durch ihre Aufgabenstellung den Bereich des Konstruierens und Entwerfens abdeckten, haben eine hohe Akzeptanz gefunden. Jene 73 Personen, die bereit waren, diese Gruppen von je 30 Studenten zu betreuen, sind heute als hervorragende Architekturschaffende oder akademische Lehrer bekannt.

Kooperationen

Im Sommer 1978 war der Planungsauftrag für die Landesdirektion der Zürich Versicherung in Eisenstadt bereits erteilt, die Polierplanung in Ausarbeitung. Durch den Beginn der Lehrtätigkeit im Oktober war klar, dass ich das Architekturbüro nicht mehr in der bisherigen Form weiterführen konnte. Mein Studienkollege Sepp Müller war in der Zwischenzeit als Fachmann für Kostenermittlung und örtliche Bauaufsicht bekannt geworden. Seine Bereitschaft, den Bau in Eisenstadt zu betreuen, hat den nötigen Freiraum geschaffen und zu einer mehrmaligen Zusammenarbeit geführt, die man als modellhaft bezeichnen kann.

Bei späteren Bauvorhaben in Oberösterreich habe ich mit Hans Karl in Wels und meinem Bruder Hubert Puchhammer in Timelkam den gleichen Weg beschritten.

Da die größten Auftraggeber Österreichs, wie z.B. die Republik Österreich, die Stadt Wien als größter Wohnbauträger, verschiedene Siedlungsgenossenschaften usw., Fachabteilungen für die Überwachung der örtlichen Bauaufsicht hatten, waren später ähnliche Begrenzungen bei Planungsaufträgen möglich.

Dennoch war die Fortführung des Büros nur in einem wesentlich eingeschränkten Umfang möglich. Entscheidend war aber, dass ich eine Reihe von höchst qualifizierten Mitarbeitern anwerben konnte, die mit großem Engagement und der Bereitschaft zur Zusammenarbeit diese Arbeitsphase geprägt haben. Wichtige Entwurfsschritte und die Teilnahme an Wettbewerben waren auf die Ferien beschränkt.

Immer wieder Reisen

Bei den Besuchen im amerikanischen Leseraum zu Beginn meines Studiums und in Roland Rainers Buch *Ebenerdige Wohnhäuser* waren mir Bauten von Frank Lloyd Wright aufgefallen. Auch die Zeitschrift *Reader's Digest*, das von den Amerikanern unterstützte, kleinformatige und daher sehr preiswerte Heftchen, hatte mehrmals als Teil der Berichterstattung über den „american way of life“ Bauten von Wright vorgestellt. Das Haus am Wasserfall, das Camp in Taliesin West u. a. wurden neben Berichten über Bauten von Richard Neutra und anderen kalifornischen Architekten publiziert.

Als Werner Faber – einer meiner Auftraggeber – 1982 erwähnte, dass er einen seiner Söhne, der einen Job bei einer Bank in New York innehatte, besuchen wollte, waren wir uns schnell einig, gemeinsam in die USA zu fliegen, einen Wagen zu mieten und auch nach Pittsburgh, Chicago und Madison zu fahren und Frank Lloyd Wright einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Das „Cherokee red“, das Wright bei mehreren seiner Bauten in Wisconsin verwendet hatte, sollte dann auch bei der Sanierung des Zürich-Gebäudes in Wien als Farbe der Aufzugtüren exakt zur farblichen Gestaltung des Hauses passend eingesetzt werden. Die USA-Studienreise, die ich 1987 für 50 Studenten der Technischen Universität Wien organisierte, führte dann auch nach Kalifornien und zu Bauten in Arizona und mit Hilfe von Julius Shulman wurde uns der Besuch von mehreren, üblicherweise nicht zugänglichen Häusern F. L. Wrights ermöglicht.

Der Lokalausgang von Gebäuden, die Erfassung ihres Umraums, ihre topographische und ökologische Einpassung, die Maßstäblichkeit, die Qualität ihrer Benutzbarkeit und die witterungsbedingte Alterung der verwendeten Materialien zu betrachten, halte ich für eine der wichtigsten Erfahrungen des Architekten, die für die Ausbildung unerlässlich ist und durch kein anderes Medium der Kommunikation zu ersetzen.

Bauen kann Architektur sein

Ob es Architektur ist, womit ich beschäftigt war, ist, wenn man zu Friedrich Achleitners Frage „Was ist Architektur?“ seine Feststellung „Ich weiß es nicht“ kennt, nicht zu beweisen.

Sein Essay „ARCHITEKTUR ist auch BAUEN“ verweist aber auf die normale Form der Präsenz von Architektur als reale skulpturale Gebilde, die für das Zusammenleben und Überleben von Menschen und Tieren geschaffen werden. Außer ihrer materiellen Dimension treten diese durch ihre Form, ihre Oberflächen, ihre Farbigkeit, ihre akustischen Eigenschaften u. a. in Erscheinung, die nach ästhetischen Kriterien bewertbar und für die Qualität des Zusammenlebens von entscheidender Bedeutung sind.

Da die Realisierung von Bauten mit dem Aufwand erheblicher finanzieller Mittel verbunden ist und auch ihr Betrieb mit einem angemessenen Energieaufwand möglich sein sollte, betrachte ich es als Mindestanforderung einer professionellen Planung, für die Optimierung dieser Parameter zu sorgen. Mein Weg war immer die Suche nach der einfachen Lösung für eine gestellte Aufgabe unter Rücksichtnahme auf die Bedingungen des Umfelds, wie des Maßstabs und der ökologischen Einpassung, die Verfügbarkeit von Materialien, den angemessenen Einsatz von Werkzeugen und die damit möglichen Technologien.

Ein Teil der Beschäftigung mit der skulpturalen Dimension des Bauens war immer auch von Überlegungen bezüglich der Energiebilanz eines Gebäudes begleitet, die Detailausbildung der Gebäudehülle in Hinblick auf die angemessene Nutzung des Sonnenlichts ausgerichtet. Kompakte Bauvolumen so zu entwickeln, dass ihr Betrieb durch natürliche Ventilation und die Ausnutzung des Tageslichts ohne weiteren Energieaufwand möglich ist, betrachte ich als eine noch immer gültige Aufgabe für Architekten ebenso wie „das korrekte Spiel der Körper unter dem Lichte“ (Le Corbusier) auch auf das Innere der Gebäude auszuweiten.

Durch die Einbeziehung neuer Materialien, die für den Maschinen- und Flugzeugbau etc. entwickelt wurden, ist heute eine Fülle neuer Produkte für den Ausbau von Gebäuden und deren haustechnische Ausstattung verfügbar, die den Bauprozess wesentlich verändern und beschleunigen. Die Zunahme der haustechnischen Ausrüstung von Gebäuden beeinflusst die Auswahl und Konzeption der geeigneten Tragstruktur in bisher nicht gekanntem Ausmaß.

Wenn Architekten bereit sind, für diese Veränderungen Verständnis zu entwickeln, können sie weiterhin für die Koordination der Planung der Spezialisten für die Haustechnik sorgen.

Oberflächen und Farbe

Aufgrund der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschenden Trends, durch die Verwendung von Sichtbeton oder Cortenstahl Gebäude mit der vom Material her bestimmten einfärbigen Oberfläche zu erreichen, wurde der Bezug zur Farbe im Bauen weitgehend reduziert. Auch die übliche Beschränkung auf die Kombination der Eigenfarbigkeit von skelettförmigen Tragwerken und ausfachenden Flächen nützt das Potenzial der Farbe für das Erscheinungsbild der Gebäude nicht aus. Welche Bereicherung der Einsatz von Farbe bringt, war in Wien zur Zeit des Historismus bekannt. Auch in den Werken von Adolf Loos und Otto Wagner war die Farbe ein wesentliches Gestaltungsmittel. Le Corbusier hat sich mit der Polychromierung von Gebäuden intensiv beschäftigt.

Die Farbigkeit der minoischen Bauten auf Kreta oder der ägyptischen Totenkammern, die Reste der Polychromierung auf den Ruinen der griechischen Tempel auf Sizilien, die Farbigkeit japanischer Tempel oder chinesischer Tempel- und Palastanlagen, jemenitischer Häuser u. a. zeigen das Spektrum an Möglichkeiten.

Die Neueinrichtung des Museum Carnuntinum in Bad Deutsch-Altenburg und zuletzt die Generalsanierung des Wiener Konzerthauses waren für mich Gelegenheiten, die in diesen Häusern bereits vorhandene „Botschaft der Farbe“ zu ergänzen bzw. neu zu interpretieren.